

Erinnerungen an Walter Schlesinger

VON HANS PATZE

Am 10. Juni 1984 verstarb in Wolfshausen bei Marburg Prof. Dr. phil. Dr. theol. h.c. Dr. jur. h.c. Walter Friedrich Schlesinger nach achtjähriger schwerer Krankheit. Es war für die Fachgenossen, die erlebt hatten, wie er Diskussionen zahlreicher Tagungen entzündet hatte, bedrückend, mit ansehen zu müssen, daß er am Gespräch nicht mehr aktiv teilnehmen konnte. Den gläubigen Christen hatte das Schicksal hart getroffen. In einer Würdigung des Gelehrten können diese Jahre der Krankheit nicht übergangen werden.

Walter Schlesinger wurde am 28. April 1908 in Glauchau als einziges Kind des Oberstudienrates Dr. Alban Schlesinger und seiner Frau Helene geb. Zschiegner geboren. Nach Besuch des örtlichen Realgymnasiums nahm er 1927 das Studium der Geschichte und der Germanistik in Tübingen auf, wechselte dann aber nach Leipzig über. Die Darstellungskraft Johannes Hallers klang noch lange in ihm nach. In Leipzig fand er schnell Anschluß an Rudolf Kötzschke. Bei ihm promovierte er 1934 mit der Arbeit »Die Schönburgischen Lande bis zum Ausgang des Mittelalters« (I,1)*). Rudolf Kötzschke, der hoch verehrte Lehrer, und sein Schüler Schlesinger verschmolzen im Fachgespräch der nächsten Jahrzehnte über Siedlungs- und deutsche Verfassungsgeschichte gewissermaßen zu einer Einheit. Mit Kötzschke scheint Schlesinger nicht nur das gleichgerichtete Fachinteresse, sondern auch eine charakterliche Ähnlichkeit verbunden zu haben. Gewisse patriarchalische Züge, auch in ganz typischen Formulierungen, findet man bei Lehrer und Schüler, beispielsweise eine getragene, solide, doch nicht manierierte Ausdrucksweise. Zu dem Leipziger Kreis dieser Studienjahre gehörten die bis ins Alter oder bis zum Tod verbundenen Freunde Werner Emmerich (†), Wolfgang Ebert (†), Herbert Helbig und Heinz Quirin. Offenbar vermochte diese Runde ihre Universitätsstadt so heiter zu sehen wie Goethe; jedenfalls hatte die Mutter gelegentlich Sorge, daß die Studentenzeit kein gutes Ende nehmen würde. Die Gefahr drohte indes aus einer ganz anderen Richtung. Der junge Schlesinger ist den damaligen Anfechtungen so wenig ausgewichen wie der verantwortungsbewußte Gelehrte und akademische Lehrer später der Studentenrevolte. Als Kötzschkes Seminar in ein »Institut für Deutsche Landes- und Volksforschung« umgewandelt und Adolf Helbok zu dessen Direktor bestellt wurde, dessen neue Zielsetzungen Schlesinger ablehnte, trat er im April 1936 als Assistent in das Historische Institut der Universität Leipzig über, dem Hermann Heimpel

*) In der Klammer wird jeweils auf Abschnitt und laufende Nummer der »Bibliographie Walter Schlesinger«, unten S. 647–670, verwiesen. Dort sind die vollständigen bibliographischen Angaben zu finden.

vorstand. Der bisherige Horizont der Beschäftigung mit Landes- und Siedlungskunde wurde erweitert, so daß sich die wechselseitige Erhellung von Siedlungsgeschichte und allgemeiner Verfassungsgeschichte herausbilden konnte, die Schlesinger prägte und die er als produktive Methode zahlreichen Schülern vermittelte.

1940 habilitierte er sich mit der Arbeit »Die Entstehung der Landesherrschaft« (I,4). Der Habilitations-Vortrag hatte »Kaiser Arnulf und die Entstehung des deutschen Staates und Volkes« (III,5) zum Thema. Die damals übliche dreistündige Probevorlesung beschäftigte sich mit der Entstehung der sächsisch-böhmischen Grenze (III,4). Nach der Ernennung zum Dozenten für mittlere und neuere Geschichte wurde Schlesinger im September 1940 zur Wehrmacht einberufen. Seine Berufung zum planmäßigen a. o. Prof. der deutschen Landes- und Volksgeschichte und zum Direktor des gleichnamigen Instituts in Leipzig erfolgte im November 1942. Im Februar des folgenden Jahres wurde ihm außerdem die Direktion des von Kötzschke gegründeten »Instituts für Heimatforschung« übertragen. Zunächst diente er an der Ostfront. 1943 gehörte er einer gegen Partisanen auf dem Balkan eingesetzten Einheit an. Bei einem Feuerüberfall auf eine Mulikolonne, der er zugeteilt war, wurde er am rechten Oberarm schwer verwundet. Er konnte den rechten Arm und die rechte Hand fortan nicht mehr gebrauchen. Vielleicht überlebte er allein dank des entschlossenen Zugriffs eines Kollegen der medizinischen Fakultät, der ihn aus dem Lazarett St. Georg in Leipzig nach St. Jakob zu einer Spezialbehandlung gewissermaßen entführte.

Da seine Leipziger Wohnung bei dem Großangriff im Dezember 1943 zerstört worden war, siedelte die Familie nach Glauchau über. Wegen seiner Zugehörigkeit zur NSDAP wurde Schlesinger im November 1945 aus dem Hochschuldienst entlassen. Sein Verhältnis zur Partei zeigt beispielhaft die Variabilität der damaligen Verhältnisse. Auf Veranlassung eines seiner ehemaligen Lehrer war er 1929 der NSDAP beigetreten, hatte sich jedoch nie aktiv betätigt. Mir sagte er einmal, er hätte, als er die Tendenz der Partei erkannte, eigentlich schon 1934 wieder austreten müssen. Parteiveranstaltungen blieb er seit 1934 grundsätzlich fern. Seine ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus wurde im Historischen Institut bald bekannt, sowohl dem Direktor als auch dem Personal und den Studenten. Seine Aussage, er habe das Vertrauen der am Institut studierenden »Mischlinge«, also wohl von Studenten mit jüdischen Elternteilen, besessen, kann jeder bekräftigen, der späterhin Gelegenheit hatte, seine Standfestigkeit in politisch prekären Situationen zu erleben. Als Soldat hat er es abgelehnt, Offiziersanwärter zu werden, weil er es nicht glaubte verantworten zu können, anderen eine Gesinnung und Haltung vorzuspiegeln, die er nicht besäße. Ein von der Zensur geöffneter Feldpostbrief mit schweren Anklagen gegen die politische und militärische Führung hätte ihm beinahe ein kriegsgerichtliches Verfahren eingebracht. Schlesinger erzählte mir, daß der mit der Sache befaßte Kriegsgerichtsrat den inkriminierten Brief zerriß und mit der Bemerkung in den Papierkorb warf: »Sie wissen, was geschehen würde, wenn ich die Sache weiter verfolgte.« Er kam mit der Strafe von drei Wochen verschärften Arrests davon, die der Divisionskommandeur verhängte. Da die damit verbundene Strafversetzung zu einer Nachschubeinheit im jugoslawischen Partisanengebiet ihm die erwähnte schwere

Verwundung einbrachte, war er nicht haftfähig. Die Strafe wurde ihm nach seiner Entlassung aus der Wehrmacht erlassen.

In Glauchau sorgte Schlesingers Frau Johanne, geb. Hillerdt, als approbierte Apothekerin für den Unterhalt der inzwischen vierköpfigen Familie. Schlesinger selbst verzichtete auf das Angebot des Arbeitsamtes, in der Glauchauer Kammgarnspinnerei eine seiner körperlichen Verfassung angemessene Stelle als Pförtner zu übernehmen. Denn mit der seiner Generation eigenen Tatkraft hatte er sehr schnell die wissenschaftliche Arbeit wieder aufgenommen. Im Auftrag der sächsischen Landeskirche begann er, eine »Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter« (I,10) zu schreiben. Da er zu seiner Schwerbeschädigtenrente keine zusätzlichen Einnahmen haben durfte, zahlte ihm die Kirche geringe laufende Vergütungen in Form von Reisekosten.

Bei der Durcharbeitung weiter Bereiche der Geschichte Mitteldeutschlands entstand damals gleichzeitig das Buch über »Die Anfänge der Stadt Chemnitz und anderer mitteldeutscher Städte« (I,6). Damit geriet Schlesinger auf das für ihn bald so wichtige Gebiet der Städteforschung. Schon als Student hatte ich mir in Jena gleich bei Erscheinen seine »Landesherrschaft« gekauft. Persönlich lernte ich Schlesinger 1948 im Staatsarchiv Altenburg kennen, das er zur Einsichtnahme von Urkunden wiederholt aufsuchte. Er hat damals die Grundthesen seines Chemnitzbuches in Vorträgen vor der Altenburger »Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung« des Kulturbundes erprobt (vgl. VII,1), einer Vereinigung, die an die Arbeit der traditionsreichen »Geschichts- und Altertumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes« anzuknüpfen suchte. Wenn der Redner das Publikum mit seinen scharfen Quelleninterpretationen auch forderte wie eine akademische Versammlung, so war der Saal doch jeweils überfüllt; die Leute waren froh, einmal etwas anderes zu hören als das übliche zermürende politisch-ideologische Einerlei.

Um den Münchener Historikertag zu besuchen, ging Schlesinger 1949 über die grüne Grenze. Zufällig lernte er im Zug Wilhelm Berges kennen. Damit hatten sich zwei Männer gefunden, die unter den Bedingungen des geteilten Deutschlands die gleichen wissenschaftlichen Ziele verfolgten. Nach der Rückkehr hat Schlesinger auf einem inoffiziellen Treffen mitteldeutscher Archivdirektoren in unserer Altenburger Wohnung über seine Münchener Eindrücke berichtet. Solche Informationen waren in der damaligen Situation ein wissenschaftlicher Lebensfaden. Von Schlesinger konnte man ab und zu Literatur bekommen, die er von Unbekannten aus Westdeutschland erhielt; so steckte er mir einmal Hans Freyers »Weltgeschichte Europas«, ein anderes Mal Goethes Wahlverwandtschaften zu, die aber nach wenigen Seiten in George Orwell's »1984« übergingen.

Offenbar hatte man die Absicht, ihn, der mit Anstand durch das Dritte Reich gekommen war, wieder ins Lehramt zu berufen. Als ihm das Manuskript meines Buches »Recht und Verfassung thüringischer Städte« von der Zensur zur Begutachtung zugesandt wurde, sagte er sofort: »Die interessiert weniger Ihr Manuskript, sondern das, was ich dazu sage.«

Im Jahr 1951 unternahm Fritz Rörig den Versuch, Schlesinger als seinen Nachfolger für den Berliner Lehrstuhl vorzuschlagen. Dieser sprach vor einem überfüllten Auditorium in der

Humboldt-Universität über »Verfassungsgeschichte und Landesgeschichte« (III,8). Rörig soll die Diskussion ungeschickt geleitet haben, so daß sich die Auseinandersetzung auf die Frage Partikularismus oder Zentralismus in der deutschen Geschichte zuspitzte. Alfred Meusel (den man den »roten Lord« nannte, weil er nicht nach Moskau, sondern nach London emigriert war) propagierte in der Diskussion – entsprechend den zentralistischen Vorstellungen der SED – den Zentralismus als wünschenswerte Staatsstruktur. Damit geriet Schlesinger in hoffnungslose Schwierigkeiten. Besucher des Vortrages berichten vom aufregenden Verlauf der Diskussion. Schlesingers Bemerkung, ich möge, wenn es sich machen lasse, in Berlin zuhören, habe ich nicht ernst genug genommen. Erst hinterher ist mir klar geworden, daß ich ihn im Stich gelassen hatte.

Im November 1951 siedelte Schlesinger – zunächst ohne Familie – nach Marburg über und arbeitete hier anfangs als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft in der von Erich Keyser geleiteten »Forschungsstelle für Städtegeschichte« über frühes Städtewesen. Aus diesen Forschungen ging u. a. der Beitrag »Burg und Stadt« (III,11) hervor.

Mit anderen westdeutschen Historikern und Archivaren besuchte er im Mai 1952 den letzten gesamtdeutschen Archivtag in Weimar, dessen Durchführung Willy Flach mit außerordentlicher Mühe zustandegebracht hatte. Die Vorträge fanden in den von Sauckel errichteten Parteibauten statt. Auf dem Weg vom Hotel »Russischer Hof« zum Tagungslokal fragte er einen westdeutschen Kollegen: »Nun, was werden Sie tun, wenn es politisch ganz schlimm kommt?« »Ich bin hier als Privatperson und bleibe sitzen.« Schlesinger entgegnete: »Ich gehe raus.« In dem großen Saal, der wie durch ein Wunder inmitten von Trümmern erhalten geblieben war, nahm ich mit Schlesinger in einer mittleren Sitzreihe Platz. Sogleich bat ihn ein Ordner in die erste Reihe der Ehrengäste. Als der Staatssekretär des Inneren, Johannes Warnke, auf der Bühne schwere politische Angriffe gegen die Bundesrepublik richtete, erhob sich Schlesinger sofort – für jedermann in der Beleuchtung gut sichtbar –, ging an der Reihe der vorderen Plätze entlang und verließ den Saal durch eine der hohen Türen an der Hinterfront des im anspruchsvollen Reichsstil konzipierten Saales. Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür des verdunkelten Saales und man sah in einem Lichtschlitz Walter Schlesinger. Als er hörte, daß der Leiter der Archivverwaltung, Otto Korfes, den Hitler noch vor Stalingrad zum Generalmajor befördert hatte, ein Treutelegramm an Wilhelm Pieck verlas, schloß er die Tür rasch wieder. Fortan wurde er von den Gastgebern mit besonderer Höflichkeit behandelt, als Schwerbeschädigtem wurde ihm ein Dienstwagen zur Verfügung gestellt. Am letzten Tage des Kongresses fragte mich der Referent des Staatssekretärs, ob ich, der ich doch Herrn Schlesinger nahe stünde, noch Klagen von ihm gehört hätte. Ich verneinte dies. Schlesingers entschiedenes Auftreten hatte zur Folge, daß ihm eine Dienststelle in Dresden genannt wurde, die die schnelle Überführung seiner Familie, seiner Bibliothek und der Möbel nach Westdeutschland genehmigte.

Im Historischen Seminar Marburg hatte Schlesinger sogleich engen Kontakt zu Helmut Beumann gefunden, dessen »Widukind von Korvei« (1950) er noch in Glauchau gelesen hatte. Mit Wolfgang Fritze lernte er einen jungen Historiker kennen, der ihn sogleich durch seinen

kritischen Scharfsinn beeindruckte und mit dem ihn für die Zukunft neben der fränkischen Geschichte vor allem sein altes Interessengebiet der deutsch-slawischen Begegnung im frühen und hohen Mittelalter verband. Fritzes gründliche slawistisch-linguistische Ausbildung bei Max Vasmer kam Schlesinger bei siedlungsgeschichtlichen, insbesondere ortsnamenkundlichen Problemen zugute. So nahm er ihn 1954 als Assistenten mit nach Berlin. Reinhard Wenskus war durch sein Buch über »Brun von Querfurt« (1956) damals ebenfalls vornehmlich der Geschichte der ottonischen Ostpolitik verpflichtet. Die gleichgerichteten Fragestellungen fanden ihren Ausdruck in einem mit Helmut Beumann gemeinsam gehaltenen Seminar, aus dem die »Urkundenstudien zur deutschen Ostpolitik unter Otto III.« (III,15) hervorgegangen sind. Diese Untersuchung ist ein Musterbeispiel für den »Federwechsel« zwischen dem Hilfswissenschaftler, als der Beumann fungierte, und dem »Landeshistoriker« Schlesinger; diese mustergültige Zusammenarbeit erbrachte ein neues und überzeugendes Bild von dem Wandel der Ostpolitik unter Otto III. und Erzbischof Giselher von Magdeburg.

Noch immer ging in diesen Jahren in Marburg von Edmund E. Stengel, der sonntags nachmittags seine interdisziplinären Kolloquien abhielt, eine bedeutende Wirkung aus. Stengel arbeitete damals mit der ihm eigenen Präzision an der Neuauflage seines 1910 erschienenen Buches »Den Kaiser macht das Heer« und betreute immer noch Doktoranden seiner Atlas-Reihe. Zu den Kolloquien erschien auch noch der hochbetagte Altgermanist Karl Helm.

An der Freien Universität Berlin, wohin Schlesinger im November 1954 auf einen ordentlichen Lehrstuhl für mittlere und neuere Geschichte (Verfassungsgeschichte) berufen wurde, hat er als akademischer Lehrer alsbald eine große Wirkung auf die Studenten ausgeübt. Begünstigt wurden deren Arbeits- und Aufnahmebereitschaft durch den Kontrast des Wissenschaftsverständnisses zwischen der Freien Universität und der zunehmend politisierten Humboldt-Universität. Studenten strömten der Freien Universität aus der DDR noch ungehindert zu, darunter solche, die dort bereits ein Studium begonnen, aber schließlich die Hoffnung auf reguläre wissenschaftliche Arbeit aufgegeben hatten.

Der Elan der Gründungsjahre wirkte zweifellos auch stimulierend auf die Professoren, die sich an der FU der Idee einer freien Wissenschaft verpflichtet hatten. Der Sammelband »Die deutsche Einheit als Problem der europäischen Geschichte«, zu dem Herbert Helbig, Wilhelm Berges, Hans Herzfeld, Carl Hinrichs und Schlesinger (»Die Grundlegung der deutschen Einheit im frühen Mittelalter«, III,24) Beiträge lieferten, war der Niederschlag einer Vortragsreihe, die großen Widerhall gefunden hatte. An diesem aus der ungewöhnlichen Situation entstandenen Generalthema demonstrierten die Berliner Historiker, daß man sich, gleich welcher Epoche man verpflichtet war, der Gegenwart nicht entziehen, aber nur mit einer unbestechlichen kritischen Methode glaubhaft für diese Gegenwart wirken kann. Daß Schlesinger dieser Aufforderung folgte, verstand sich aus seinem bisherigen Lebensgang.

Wilhelm Berges, Walter Schlesinger und Herbert Helbig hatten ein offenes Haus für

Kollegen, die noch in der DDR verblieben waren und sich, erleichtert, wenn sie die Kontrollen hinter sich hatten, im Meinecke-Institut einige Stunden sowohl von einer inneren Last zu befreien als auch durch wissenschaftliche Gespräche und Einsicht von Fachliteratur den Anschluß an die Forschung zu halten versuchten.

Lange hat Schlesinger der Gedanke bedrängt, er habe nicht genug getan, um Martin Lintzel in den Westen zu holen. Diesem Schuldgefühl mag seine Anregung entsprungen sein, Willy Flach auf den neuen Lehrstuhl für Historische Hilfswissenschaften in Bonn zu berufen. Das tragische Ende, das diese nach der Berufung zunächst gelungene Übersiedlung genommen hat, wurde für Schlesinger zu einer schweren Belastung.

Während seiner Berliner Tätigkeit habilitierten sich sein Leipziger Studienfreund Heinz Quirin und sein Assistent Wolfgang Fritze.

Schlesinger hatte während der Berliner Zeit seinen Hauptwohnsitz in Marburg beibehalten, war allerdings während des Semesters fast kontinuierlich in Berlin geblieben. Unverkennbar war seine Neigung für Marburg, die mittelalterliche Stadt, ihre überschaubaren Verhältnisse, wo sich der Weg für den Spaziergang nach wenigen Schritten in das Lahntal öffnete. Als sich im Frühjahr 1959 ein Ruf auf den Frankfurter Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften abzeichnete, nutzte Schlesinger die Gunst der Stunde und setzte in Verhandlungen mit Bonn und Wiesbaden die Gründung einer »Forschungsstelle für geschichtliche Landeskunde Mitteldeutschlands« durch. Diese wurde im Juni 1960 in Marburg eingerichtet und Schlesinger als ihr Leiter bestellt. Nunmehr behielt er erst recht seinen Marburger Wohnsitz bei. Bereits im April desselben Jahres hatte er den Ruf nach Frankfurt angenommen. Aus Berlin nahm er nach dort Dietrich Claude als Assistenten mit. Seine Frankfurter Kollegen waren zunächst Paul Kirn als Emeritus, Walther Kienast und seit 1962 Josef Fleckenstein. In Frankfurt lehrte auch der Neuhistoriker Otto Voßler, dem Schlesinger ebenso wie Paul Kirn bereits in Leipzig nahegestanden hatte. Als Dekan hat Schlesinger in Frankfurt Entscheidungen eingeleitet, die für die dortige Fakultät Bedeutung hatten.

Wissenschaftlich hat er in seiner Frankfurter Zeit das mit Wilhelm Berges eingeleitete Programm zur Erforschung der deutschen Königspfalzen weiter vorantreiben können. In Seminaren wurde es an eine größere Zahl von Schülern herangetragen, die seine Vorstellungen verwirklichten und seine bohrenden Quelleninterpretationen und -kombinationen übernahmen. So entstanden die Dissertationen von Marianne Schalles-Fischer, Hans-Peter Wehlt, Hans Schmitz, Michael Gockel und Karl Heinemeyer. Wegen des Pfalzen-Unternehmens verstärkten sich die Beziehungen zu Herbert Jankuhn und Adolf Gauert. Zum Teil sind diese Dissertationen erst während seiner Marburger Lehrtätigkeit zum Abschluß gelangt.

Schon im Jahre 1959 hatte ihn durch den Tod seiner Frau Johanne ein schwerer persönlicher Verlust betroffen. 1966 ging er dann eine zweite Ehe mit Johanna Tode ein, mit der er seit langem durch gemeinsame Arbeit verbunden gewesen war. Er gewann damit wieder eine selbstlose Lebensgefährtin, die ihn auch in den langen schweren Jahren seiner Krankheit aufopferungsvoll betreute.

Nach Marburg wurde Schlesinger im März 1964 berufen, als Heinrich Büttner von dort

nach Köln ging und ein zweiter Marburger Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte eingerichtet wurde. Ich hatte den Eindruck, daß Büttner sich der Möglichkeit, einen Ruf nach Köln anzunehmen, nicht entzogen hat, nachdem sich ein zweiter Lehrstuhl in Marburg abzeichnete. Das Verhältnis zwischen Büttner und Schlesinger war nie von einem Konflikt belastet, aber der sensible Büttner und der mit argumentativem Durchsetzungsvermögen begabte Schlesinger waren zwei verschiedene Naturen. Für Schlesinger war die Vorstellung, Büttner habe sich nach Köln zurückgezogen, überraschend.

Auf den zweiten Lehrstuhl wurde Helmut Beumann aus Bonn berufen. Die seit 1951 bestehende Arbeitsgemeinschaft zwischen Schlesinger und Beumann verdichtete sich nun wissenschaftlich weiter und vertiefte sich zur persönlichen Freundschaft. Identität des Wissenschaftsverständnisses und die glückliche Ergänzung zweier im Grunde verschiedener Forschungsrichtungen und Charaktere bildeten die Grundlage einer produktiven Zusammenarbeit. Sie bewährte sich auch in den 1968 ausbrechenden Studentenunruhen.

Schlesinger hatte die Universität stets als eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden begriffen. Daß die überkommene Universität Schwächen hatte, sah er wohl, aber es blieb ihm unbegreiflich, daß sie so radikal erschüttert werden konnte, wie es geschehen ist. Eine auf die Zwecke der Wissenschaft gerichtete Mitwirkung der Studenten, ihre Mitberatung und Teilhabe an der Entscheidungsbildung kannte Schlesinger von der Freien Universität. Er hat bereits dem ersten vom damaligen Kultusminister Ernst Schütte betriebenen Hochschulgesetz von 1965 viel Zeit geopfert. Schüttes Absicht, die Professoren von der Last der Selbstverwaltung zu befreien und ihnen mehr Raum für wissenschaftliche Arbeit zu gewähren, sah er wohl, hat aber in Gesprächen und Korrespondenzen mit Schütte, der auch ein erhebliches Maß an politischer Naivität besaß, auf die Gefahren des staatlichen Eingriffs in das Gefüge der Universität hingewiesen. Er konnte eine Anzahl Marburger Kollegen gegen das Universitätsgesetz mobilisieren, das Schweigen anderer hat er bedauert.

Was seit 1968 an ideologischer Verbohrtheit auf die Universität einbrach, überstieg jedes Maß. Demütigende Szenen, die Schütte selbst damals in Frankfurt hinnehmen mußte, zeigten, daß dieser keinen Blick für die Notwendigkeit besaß, als Politiker stets das Extrem als Möglichkeit ins Kalkül einzubeziehen. Schlesinger hat endlose Zeit in Selbstverwaltungsgremien verbracht, um die Kräfte der Zerstörung zu bremsen. Von nicht wenigen Kollegen sah er sich verlassen, solchen freilich, die sehr bald von den Geistern bedrängt wurden, mit denen sie geglaubt hatten, paktieren zu können. Studentenfunktionäre hetzten ihre Kommilitonen auf, seine Vorlesungen zu boykottieren. Dem Universitätspräsidenten Rudolf Zingel, der in seiner Wohnung bei seinem 65. Geburtstag erschienen war, verhehlte er bei der Erwiderung auf die Laudatio seine Kritik an dessen Verhalten nicht.

Die Zeit nach seiner Emeritierung war von rastloser Tätigkeit erfüllt. Schlesinger wurde zu zahlreichen Vorträgen aufgefordert und blieb vielen Gremien mit Rat verpflichtet, so dem Institut für vergleichende Städtegeschichte und dem neu gegründeten Arbeitskreis für genetische Siedlungsforschung in Mitteleuropa. Er klagte, daß er diese Belastungen gesundheitlich nicht werde durchhalten können. Bevor er sie reduzieren konnte, hat ihn die Krankheit gelähmt.

Wissenschaftsorganisation

Was in der deutschen mittelalterlichen Verfassungsgeschichte zwischen etwa 1955 und 1975 geschehen ist, geht zu einem guten Teil auf Anregungen von Walter Schlesinger zurück. Die Impulse gab er auf verschiedene Weise, wesentlichen Einfluß konnte er über wissenschaftliche Gremien nehmen.

An erster Stelle ist der »Wissenschaftliche Arbeitskreis für Mitteldeutschland« zu nennen. Schon 1952 hatte Schlesinger im Gespräch geäußert, daß man die in Mitteldeutschland weitgehend zum Erliegen gekommene landesgeschichtliche Forschung im Westen fortsetzen müsse. Mit den 1952 von Leipzig nach Köln bzw. Marburg übersiedelten Reinhold Olesch und Ludwig Erich Schmitt begründete er 1953 den genannten Arbeitskreis, eine lockere Vereinigung von Historikern, Archivaren, Kunsthistorikern, Geographen, Vor- und Frühgeschichtlern, Volkskundlern sowie Literatur- und Sprachwissenschaftlern, die sich schon früher der geschichtlichen Landeskunde Mitteldeutschlands gewidmet hatten. Mit Nachdruck hat Adolf Diestelkamp, vordem Staatsarchivdirektor in Stettin, dann in Koblenz am Bundesarchiv tätig, den Arbeitskreis gefördert, ferner Staatsarchivdirektor Georg Wilhelm Sante und nicht zuletzt Ministerialdirigent Friedrich von Zahn. Der Arbeitskreis konnte auf eine feste juristische Form vor allem deshalb verzichten, weil sich die Mitglieder über das Ziel ihrer Bestrebungen, eine unabhängige Geschichts- und Geisteswissenschaft, einig waren. 1954 begründete Schlesinger gemeinsam mit dem Slawisten Olesch und dem Germanisten Schmitt die »Mitteldeutschen Forschungen«, die – ohne daß dies ausdrücklich fixiert wurde – zum gewichtigen Publikationsorgan dieses Arbeitskreises wurden. In diese Reihe fanden Arbeiten verschiedener Provenienz Aufnahme. Manche Manuskripte waren noch in Mitteldeutschland entstanden, hatten aber dort wegen der bekannten Druckbehinderungen nicht erscheinen können. Sehr bald konnten in dieser Reihe auch Manuskripte zum Druck gebracht werden, die in der Bundesrepublik verfaßt worden waren.

Innerhalb des Arbeitskreises gingen die stärksten Impulse für neue Unternehmen von Schlesinger aus. Nahezu gleichzeitig regte er in Berlin die »Geschichte von Brandenburg und Berlin« und in Marburg die »Geschichte Thüringens« an. Freilich erwies sich in Berlin Johannes Schultze selbst für Schlesinger als ein unüberwindliches Hindernis. Er war nicht bereit, sich in das auf drei Bände berechnete Werk einzufügen, sondern brachte von 1961 bis 1963 seine eigene, bis 1535 geführte Geschichte der Mark Brandenburg heraus. Damit war entschieden, daß es bei der »Geschichte von Brandenburg und Berlin« beim 3. Band, der das 19. und 20. Jahrhundert umfaßte und 1968 erschien, bleiben würde. Herbert Helbig veröffentlichte sein lange fertiges Kapitel schließlich 1973 in erweiterter Form als Monographie »Gesellschaft und Wirtschaft der Mark Brandenburg im Mittelalter«. Auch Anneliese Krenzlin und Hans K. Schulze brachten ihre Beiträge über die naturräumlichen Grundlagen und die Besiedlung der Mark Brandenburg schließlich 1979 zum Druck.

Die »Geschichte von Brandenburg und Berlin« gehörte zu Schlesingers Aktivitäten bei der »Historischen Kommission zu Berlin«. In diesem Gremium stellten sich ihm bald Schwierigkei-

ten entgegen. Als der Sekretär der Kommission, Henryk Skrzypczak, nach Amerika ging, um dort neue Fragestellungen zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte kennenzulernen, die sich auf Untersuchungen über Berliner Probleme in der Neuzeit anwenden ließen, sah Schlesinger, daß die Kommission durch solche Vorhaben in ihrem Charakter grundlegend verändert würde. Zunächst versuchte er, innerhalb der Kommission eine Gruppe zu bilden, die sich auf die bisherigen landesgeschichtlichen Fragestellungen konzentrierte. Als sich die Kommission jedoch aus einem Kreis von unentgeltlich tätigen Historikern in ein Institut mit großem Personalapparat wandelte und der Etat bis dahin unbekannte Größenordnungen annahm, trat er 1974 aus. Völlig unabhängig von ihm verließ ich die Kommission ebenfalls, weil ich meinte, einen Jahresetat von einer Dreiviertelmillion als Mitglied nicht mehr verantworten zu können.

Zu Schlesingers Aufgaben gehörte in diesen Jahren auch die Leitung der Kommission für mitteldeutsche Hochschulfragen der Westdeutschen Rektorenkonferenz im Zusammenwirken mit Helmut Beumann.

Jahrelang hat er den ihm immer wieder anempfohlenen Eintritt in das »Institut für vergleichende Städtegeschichte« in Münster zu vermeiden gesucht, weil er fürchtete, daß dieses große Unternehmen ihn einseitig an ein Teilgebiet vornehmlich der Mittelalterforschung binden würde, auf dem er zwar Bedeutendes geleistet hatte, dem er sich aber nicht unter Preisgabe anderer ihm bedrängender Fragestellungen vornehmlich verschreiben wollte. Denn in den Arbeitskreisen, in denen er mitwirkte, wurde er alsbald in eine Fülle von Organisationsarbeiten verwickelt. Nach seiner Emeritierung hat er stärker als früher die Bestrebungen von Heinz Stoob unterstützt, freilich auch darüber geklagt, daß diese Last über seine Kräfte gehe.

Mannigfach war sein Engagement für die Zusammenarbeit von mittelalterlicher Geschichtswissenschaft und Archäologie. Daß er den Rang archäologischer Überreste für Erkenntnisse zur Geschichte des Frühmittelalters frühzeitig erkannte, mochte auf seine siedlungsgeschichtlichen Forschungen im Gebiet deutsch-slavischer Begegnung zurückzuführen sein. Auf der Reichenau, aber auch bei anderen Tagungen wurden enge Beziehungen zu Joachim Werner und Herbert Jankuhn geknüpft. Nicht zuletzt, weil ihn Haithabu, der frühe Handel im Nord- und Ostseeraum und die Wikinger fesselten, beteiligte er sich an den Tagungen des DFG-Schwerpunktprogramms »Vor- und frühgeschichtliche Besiedlung des Nordseeraumes«.

Obwohl die Zahl der Unternehmen, die er beeinflusste, bereits groß war, regte er 1965 auf einer Tagung der »Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts Frankfurt«, zu dessen korrespondierenden Mitglied er 1961 gewählt worden war, die archäologische Erforschung der »Franken im Gebiet östlich des mittleren Rheins« an. Herbert Jankuhn riet von dem Programm ab, da es, wollte man es nicht bei punktuellen Sondierungen bewenden lassen, außerordentliche Dimensionen annehmen würde. Auch Kurt Böhner hatte gewisse Vorbehalte. Es gelang Schlesinger schließlich, Wolfgang Treue von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für seine Pläne zu gewinnen.

Vorausgegangen war dem Frankfurter Kolloquium im April 1963 die von Willi Görich, Kustos am Hessischen Landesamt für geschichtliche Landeskunde in Marburg, vorbereitete sog. »Hessische Curtis-Fahrt«, die u. a. auch nach Dreihausen bei Marburg führte. Die

Begehung der dortigen »Höfe« schien über den damaligen Forschungsstand nicht hinauszuführen. Aber die späteren Grabungen unter Rolf Gensen auf den »Höfen« brachten den Nachweis einer fränkischen Burg. Görichs Vorstellungen von einer fränkischen »Etappenlinie« von Frankfurt nach Sachsen sollten als Anregungen zu dem Franken-Programm nicht außer acht gelassen werden. Auch die im Rahmen dieses Forschungsprojekts durchgeführten Grabungen von Rolf Gensen auf dem Christenberg und von Norbert Wand auf der Büraburg führten erheblich über den bisherigen Forschungsstand hinaus.

Auf Initiative Schlesingers hielt der »Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte« in den Jahren 1974–1976 zwei Doppeltagungen über das Zusammenwirken von »Archäologie und Geschichte« ab. Dieser von Theodor Mayer gegründete Arbeitskreis war überhaupt das Forum, vor dem Schlesinger seine größte Wirkung entfaltete. Seine Beziehungen zu Theodor Mayer reichten in das Jahr 1944 zurück, als dieser in Erlangen eine Tagung abhielt. Mayer hatte die *Monumenta Germaniae Historica* und vor allem ihre wertvolle Bibliothek rechtzeitig von Berlin nach Pommersfelden ausgelagert. Deshalb wurde die Tagung, auf der Schlesinger auch Karl Bosl kennenlernte, in Erlangen veranstaltet. Als Mayer aus politischen Gründen die Leitung der MGH verlor und sich in Konstanz niederließ, gehörte Schlesinger mit Bosl, Büttner, Beumann und dem tatkräftigen Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger zu den ersten und energischen Mitgliedern des Arbeitskreises. Mayer hat Schlesingers außerordentliche wissenschaftliche Begabung und seine organisatorische Fähigkeit rasch erkannt und ihm großen Einfluß eingeräumt. Er hat seit 1953 kaum auf einer Tagung gefehlt. Wenn gelegentlich Gelehrtenstreit in persönliche Auseinandersetzungen ausartete, eilte Schlesinger ans Rednerpult und glich zwischen den Zerstrittenen aus.

Mit der ihm eigenen nachdrücklichen Beharrlichkeit lenkte er in den Geschäftssitzungen des Ausschusses Theodor Mayer in die Richtung seiner Vorstellungen, die er von einem Vorhaben hatte. Nach dem Rücktritt Mayers lehnte er es jedoch ab, dessen Nachfolge anzutreten. Die von mancher Seite geäußerte Besorgnis, mit dem Ausscheiden Mayers werde der Arbeitskreis sich auflösen, war nicht angebracht. Auch daran hat Schlesinger seinen nicht geringen Anteil gehabt.

Auf der Reichenau hat Schlesinger in den fünfziger und sechziger Jahren oft die Zusammenfassung der Tagungen übernommen. Es war bewundernswert, wie er den Inhalt weit auseinander liegender Vorträge am letzten Tag auf eine Linie zu bringen verstand, die einer Generaldiskussion als Grundlage dienen konnte. Oft geschah dies nach einer der langen Reichenauer Nächte. Auch wenn er bis morgens vier Uhr getagt hatte, stand er um neun wieder zur Zusammenfassung am Pult. Der Wein beflügelte seine Gedanken. In besonderer Erinnerung ist mir die Diskussion mit dem Byzantinisten Hans-Georg Beck über die Schlacht von Tours und Poitiers und deren Folgen für die Geschichte Europas geblieben.

In seiner *Laudatio* auf Theodor Mayer an dessen 80. Geburtstag (VI,5) hat Schlesinger seine Vorstellungen über die künftige Gestalt des Arbeitskreises verdeutlicht. Er wollte ihn auf die deutsche Verfassungsgeschichte auf landesgeschichtlicher Grundlage beschränken. Auf dieser methodischen Basis hatte der Arbeitskreis bis zu diesem Zeitpunkt Bedeutendes geleistet, und aus dieser Verbindung waren auch in Zukunft neue Ergebnisse zu erhoffen. Der Vergleich mit

Institutionen anderer europäischer Staaten sollte nicht ausgeschlossen bleiben. Der europäische Vergleich hat sich namentlich bei der von ihm selbst konzipierten und betreuten Tagung über die deutsche Ostsiedlung bewährt. Schlesinger lehnte eine Angleichung der Reichenau an Spoleto ab. Die Tagungen in Spoleto verfolgten andere Ziele. Schlesinger war der Meinung, daß damit auch die produktive Leistungsgrenze des Konstanzer Arbeitskreises überschritten wäre.

Am Beginn der sechziger Jahre erörterte Schlesinger mit Theodor Mayer und anderen Vertrauten den Plan, den Konstanzer Arbeitskreis zu einer festen Institution mit wissenschaftlichen Assistentenstellen auszubauen. Nicht zuletzt die Gründung der Universität Konstanz im Jahr 1966 hat diese Absichten durchkreuzt, ohne daß man dies bedauern müßte. Ich glaube, daß der fortgesetzte Zwang zur Improvisation dem Arbeitskreis seine Spontaneität und Lebendigkeit erhalten hat. Ein Arbeitskreis hat den Vorteil, sich auflösen zu können, wenn seinen Mitgliedern nichts mehr einfällt.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein Gelehrter, der so viele Aktivitäten entwickelte wie Schlesinger, auch gelegentlich in Meinungsverschiedenheiten grundlegender Art mit seinen Fachgenossen geriet. Sein Austritt aus der Berliner Historischen Kommission wurde schon erwähnt. Seine Mitarbeit bei der Vorbereitung der Stuttgarter Staufer-Ausstellung 1977 endete schließlich mit seinem Austritt aus dem wissenschaftlichen Komitee, weil die ursprüngliche Zusage eines angemessenen Raumangebots für die Geschichte nicht eingehalten wurde.

Das Verhältnis Schlesingers zu Karl Bosl war Schwankungen unterworfen. Den Umbruch der »Reichsministerialität« hatte Schlesinger noch in Glauchau von Bosl zugesandt erhalten und mit großer Anteilnahme gelesen. Seit der Mitte der sechziger Jahre ist Bosl den Reichenau-Tagungen immer häufiger ferngeblieben. Das war zunächst auf Spannungen mit Theodor Mayer zurückzuführen. Die Bemühungen von Schlesinger, Beumann und anderen, ihn dem Kreis zu erhalten, blieben leider vergeblich. Gemeinsam mit Schlesinger hatte Bosl mit dem ihm eigenen Temperament und weitgespannten Ideen den Diskussionen auf den Reichenau-Tagungen viele Anstöße gegeben. Auf den Aufsatz, den Bosl als Beitrag zur dreibändigen Festschrift Schlesingers vorgesehen hatte, der dann aber in der »Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte« erschien, hatte Schlesinger an der gleichen Stelle antworten wollen. Tief getroffen hat ihn Bosls Sonderung in Historiker alten und neuen Typs. Aufgrund seiner wissenschaftlichen Genese hatte es Schlesinger nicht verdient, sich von Bosl den Strukturhistorikern zuordnen zu lassen. Schlesinger war es bewußt, daß die Verfassungsgeschichte nur ein Ausschnitt im erfaßbaren historischen Gesamtprozeß war. In vielen Gesprächen hatte er die politische Geschichte als den Kern geschichtswissenschaftlicher Bemühungen bezeichnet; er wollte sich nicht einer in den Zeitumständen und der politischen Situation bedingten Überbewertung der Strukturgeschichte zuordnen und andererseits seinen eigenen Beitrag zum Fortschritt der Forschung nicht als methodischen Stillstand bewerten lassen. Es hat Schlesinger viel Selbstüberwindung gekostet, die Angriffe Bosls auf sich beruhen zu lassen.

Obwohl Schlesinger dem Getriebe wissenschaftlicher Großveranstaltungen skeptisch gegenüberstand, hat er sich der Notwendigkeit, bei den Historikertagungen auch die Mediävistik zur Geltung zu bringen, nicht verschlossen. So hat er 1964 in Berlin über deutsche

Königspfalzen (III,36) gesprochen und 1974 in Braunschweig den Eröffnungsvortrag über das Thema »Die Königserhebung Heinrichs I., der Beginn der deutschen Geschichte und die deutsche Geschichtswissenschaft« (III,69) gehalten.

Das wissenschaftliche Werk

1. Siedlungsgeschichte: Mit seinem Lehrer Rudolf Kötzschke hat Schlesinger die Siedlungsgeschichte nicht nur als Analyse von Siedlungsformen begriffen. Vielmehr hat er sie stets in einem unauflöselichen Zusammenhang mit Wirtschafts- und Herrschaftsgeschichte gesehen. Im Gespräch mit Geographen, die die formalen Aspekte der Dorf- und Flurformen allzusehr in den Vordergrund stellten, brachte er stets die genetische und funktionelle Betrachtungsweise zur Geltung. Bei der gemeinsamen Analyse von Flurkarten vermochte er ein Netz von Parzellen mit großer analytischer Schärfe in historische Entwicklungsphasen zu zerlegen.

Schon seine Dissertation (I,1) hat grundlegenden Wert für die Siedlungs- und Herrschaftsgeschichte im Raum zwischen Altenburg und den Ausläufern des Erzgebirges. Nach dem Zweiten Weltkrieg erkannte er die eminente Bedeutung, welche die Siedlungsarchäologie gewonnen hatte. Die Methoden und die Ergebnisse der Forschungen, die Herbert Jankuhn, Werner Haarnagel, Peter Schmid, Kurt Schietzel und andere in Haithabu, Feddersen Wierde und an weiteren Grabungsplätzen vorweisen konnten, haben ihn als Erkenntnishilfen für die Siedlungs- und Verfassungsgeschichte überzeugt. Mit der Geographin Anneliese Krenzlin verband ihn ein enger wissenschaftlicher Austausch.

Als Klaus Fehn und Martin Born 1974 die innerhalb der Geographie stark zurückgedrängte Siedlungsgeschichte in einem siedlungsgenetischen Arbeitskreis zu beleben suchten, wirkte er sofort mit. Daß in den dörflichen Siedlungsgemeinschaften formaler Überrest und Rechts- und Verfassungsverhältnisse gleiches Gewicht haben, zeigt eine Untersuchung über Wusterwitz in der Festschrift für Franz Steinbach, dem er eng verbunden war (III,26). Dasselbe trifft für seinen Aufsatz über »Flemmingen und Kühren« (III,66) in dem Band »Die deutsche Ostsiedlung des Mittelalters als Problem der europäischen Geschichte« zu. Im Einleitungskapitel zu diesem von ihm herausgegebenen Sammelband (III,65) ist zu erkennen, daß geschichtswissenschaftliche Erkenntnisse in politische Dimensionen hineinreichen und mit politischer Verantwortung belastet sein können. In diesem Band hat er die Leistungen der deutschen Ostsiedlung als Werk des deutschen Volkes in den Rahmen der allgemeinen europäischen Siedlungsentwicklung eingeordnet und damit in ihrer Bewertung relativiert, aber auch wissenschaftlich stabilisiert. Er hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß wir durch unsere Schuld am Zweiten Weltkrieg den Ertrag dieser Leistung verspielt haben. Auch der Totalverlust der deutschen Ostgebiete war für ihn ein, wenn auch schmerzlicher, Abschnitt im unreviewierbaren historischen Prozeß. Politische Forderungen und Wünsche der Gegenwart mit historischen Argumenten unterstützen oder gar begründen zu wollen, hielt er für indiskutabel.

Aus solchen Einstellungen entwickelte sich eine Auseinandersetzung mit Hermann Aubin

über die deutsche Ostforschung zwischen den beiden Weltkriegen. Diese erstmals 1963 in einem Vortrag vor dem Herder-Forschungsrat in Marburg formulierten Gedanken (III,33) finden sich in den Grundzügen in dem genannten Sammelband zur deutschen Ostsiedlung wieder. Diese Ausführungen verlangten von ihm ein hohes Maß an Selbsterwindung, da er auch seinen Lehrer Rudolf Kötzschke nicht schonen konnte. Schlesinger warf der deutschen Ostforschung Einseitigkeit vor, insbesondere bei der Beurteilung der slawischen Komponente im Siedlungsprozeß. Kann man einen politischen Ton in der Ostsiedlungsforschung zwischen den beiden Weltkriegen, besonders an der Universität Breslau und in der Publikationsstelle, die Albert Brackmann in Berlin-Dahlem begründet hatte, nicht übersehen, so muß andererseits berücksichtigt werden, daß die Erforschung der slawischen Welt sich bis 1945 noch im Rückstand befand.

Zu einem Ausgleich der deutschen mit der polnischen und der tschechischen Forschung hat Schlesinger einen bedeutenden Beitrag geleistet. Dank alter Beziehungen von Herbert Ludat nach Prag gelang es bereits 1963, in Stadallendorf bei Marburg eine dreitägige Arbeitstagung zum Thema »Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit« mit František Graus und einigen anderen tschechischen Kollegen im engsten Kreis durchzuführen. Trotz grundlegender Meinungsverschiedenheiten mit Graus über die Treue im Verfassungsgefüge der germanischen Frühzeit wurde zwischen beiden Gelehrten ein wissenschaftliches Freundschaftsverhältnis begründet.

2. Kirchengeschichte: Schlesingers umfanglichstes Werk ist seine »Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter« (I,10) geworden. Ich glaube, daß auch die Erfahrung von Krieg und Zusammenbruch ihn an die Geschichte von Glauben und Bekenntnis herangeführt hat. Die enge Verbindung von Siedlungs- und Kirchengeschichte, die dieses Werk bestimmt, war freilich bereits von der Kötzschke-Schule beachtet worden; man denke nur an die Dissertation seines Freundes Herbert Helbig über die Kirchenpatrozinien in Sachsen auf siedlungsgeschichtlicher Grundlage (1940). In einem besinnlichen Gespräch, das wir 1950 im »Elbschloß« zu Dresden bei einer der ersten Flaschen Wein, die dort wieder zu haben waren, führten, musterte Schlesinger die deutsche Historikerkunft und teilte sie in der ihm gelegentlich eigenen drastischen Sprache in »Wolkenschieber« und »Leimsieder« ein. Gerhard Ritter rechnete er – um wenigstens diesen Namen preiszugeben – zu den »Wolkenschiebern«, sich selbst ordnete er der zweiten Kategorie zu. Er traute sich die historiographische Darstellung einer Epoche oder einer geschichtlichen Gestalt als literarisches Werk nicht zu. In der Kirchengeschichte Sachsens aber wollte er wenigstens einen Versuch zur Darstellung machen. Es mag sein, daß ihm Albert Haucks »Kirchengeschichte Deutschlands« als Vorbild vorschwebte. Diesen Grad von Spannung und Lebendigkeit hat Schlesinger nicht erreicht. Die Gestalten der sächsischen Kirchengeschichte waren nicht von dieser Art. Selbst Thietmar von Merseburg, der Schlesinger immer wieder als Geschichtsschreiber fesselte und ihm zugleich Rätsel aufgab, blieb über Strecken nur ein verärgerter Bischof, der Otto II. die Aufhebung des Bistums Merseburg im Jahre 981 nicht verzeihen konnte und der Giselher mit seinem Haß verfolgte. Was Schlesinger mit dem Scharfsinn moderner Quelleninterpretationen über Erzbischof Giselher von Magdeburg und

Markgraf Ekkehard von Meißen gemeinsam mit Helmut Beumann zutage förderte (III,15), geht dem historisch interessierten Laien nicht so leicht ein, wie der Stoff der großen Kirchen- und Reichsgeschichte, den Albert Hauck gestaltete. Daß in Schlesingers Kirchengeschichte die Siedlungsgeschichte eine wichtige Grundlage bildet, liegt nicht daran, daß er von dieser Spezialdisziplin nicht losgekommen wäre, sondern hat seinen Grund darin, daß der Siedlungsprozeß in der Mark Meißen mit der Entfaltung der Kirchenorganisationen einherging. Trotz zahlreicher Vorarbeiten hat er den Quellen Seite für Seite neue Erkenntnisse abgewonnen. Die beiden großen Kapitel »Verkündigung und Frömmigkeit« sind eine Art Bekenntnis des Autors.

Die Unerbittlichkeit, mit der Schlesinger sich an Quellen und Fragestellungen festbiß, konnte ihn weit von seinen eigenen Arbeitsgebieten abführen. So entstand als Nebenprodukt seiner »Kirchengeschichte Sachsens im Mittelalter« die kleine Monographie »Meißner Dom und Naumburger Westchor« (I,7). Wie viele vor ihm hat sich Schlesinger die Frage gestellt, welche Funktion die sogenannten Naumburger Stifterfiguren hatten. Schlesinger rollte von den historischen Quellen her die Geschichte der Verlegung des Hochstiftes Zeitz nach Naumburg durch Konrad II. 1028 auf. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß die in der bekannten Urkunde Bischof Dietrichs von Naumburg von 1249 genannten *primi fundatores* insgesamt eine fiktive Reihe von Personen aus drei verschiedenen Generationen bilden. Nach Schlesingers Auffassung, die seine Quellenkenntnis der Familienverbindungen des 11./12. Jahrhunderts im thüringisch-meißnischen Grenzraum in hellstem Lichte zeigt, ist ein Rangstreit des Naumburger Stiftes mit dem in Zeitz verbliebenen Kapitel der Grund für die Anlage der Naumburger Stiftergalerie gewesen. Während das Zeitzer Kapitel sich auf einen Kaiser, Otto den Großen, als Stifter berufen konnte, fingierte Naumburg eine Stiftergalerie hoher Adliger. Der große Anteil der Ekkehardinger an der Verlegung des Bischofssitzes von Zeitz nach Naumburg konnte erwiesen werden. Auch der Frage, ob zwischen dem Westlettner und den Stifterfiguren eine funktionale Verbindung bestehe, ging Schlesinger nach. Dazu hatte ihn die 1948 erschienene Untersuchung von Peter Metz, »Der Stifterchor des Naumburger Doms«, herausgefordert. Metz hatte seine Auffassung, der Lettner bilde den Zugang zu den im Westchor zum Totenoffizium versammelten Stiftern, mit Zitaten aus dem Meßbuch zu belegen versucht, hatte jedoch dazu nachtridentinische Texte benutzt. Hingegen sah Schlesinger die von der Wende des 15. zum 16. Jahrhundert erhaltenen Meß- und Chorbücher in der Ratsschulbibliothek Zwickau ein, die Carl Peter Lepsius 1854 verzeichnet hatte. Es bereitete ihm offensichtlich ein verschmitztes Vergnügen, daß er als Protestant die Ansicht von Metz, dem der Umgang mit liturgischen Texten eigentlich geläufig sein mußte, in entscheidenden Punkten aus den Angeln heben konnte: Um den im Vierpaß des Lettners ausgedrückten Gerichtsgedanken auch in den Westchor selbst hineinbringen zu können, hatte Metz beispielsweise die berühmte Sequenz *Dies irae, dies illa* der Totenmesse herangezogen. Nach den Feststellungen Schlesingers ist diese Sequenz in Naumburg während des gesamten Mittelalters unbekannt gewesen.

3. Verfassungsgeschichte: Die Habilitationsschrift »Die Entstehung der Landesherrschaft« (I,4) hat sofort die Beachtung der Forschung gefunden. Heinrich Mitteis hat ihr bereits 1943 eine ausführliche zustimmende Besprechung in der Historischen Zeitschrift gewidmet. Das

Erscheinen des Buches fiel in die Zeit der lebhaften Diskussion um Otto Brunners »Land und Herrschaft«. Schlesinger hegte an diesem Buch immer seine Zweifel.

Mit der »Landesherrschaft« hatte Schlesinger eine Tür zu grundlegenden Fragen der Reichsverfassung geöffnet. Sein Habilitations-Vortrag griff das fundamentale Problem der Entstehung des deutschen Staates und des deutschen Volkes (III,5) auf. Damit trat er in eine nie beigelegte Kontroverse mit Gerd Tellenbach ein. Nicht nur über die Frage des Zeitpunkts der Trennung von west- und ostfränkischem Reich gingen die Meinungen auseinander, auch die Ansichten Tellenbachs von einem fränkischen Reichsadel mochte er nicht teilen.

Die Verfassung des karolingischen und frühdeutschen Reiches und ihre germanischen Vorstufen haben Schlesinger nicht mehr losgelassen. An dem vierbändigen Karlsruhwerk war er mit dem Beitrag »Die Auflösung des Karlsreichs« (III,34) beteiligt. Daß man selbst bei einem so oft erörterten Gegenstand wie der *Divisio regnorum* von 806 zu weiteren, ja völlig neuen Einsichten über das Verhältnis Karls des Großen zur Kaiserwürde gelangen konnte, zeigt sein Aufsatz in der Festschrift für Fritz Hartung (III,21). Schlesinger konnte darin zeigen, daß Alfred Boretius die Inscription einer zweiten Fassung in den Text gesetzt hatte; durch die Korrektur ergab sich eine völlig neue Textgrundlage.

Eine ganze Reihe von wegweisenden Arbeiten hat Schlesinger den fränkisch-deutschen Königserhebungen gewidmet (III,6, 22, 48, 54, 56, 59, 60, 69). Die zentrale Bedeutung, die er dieser Thematik im Rahmen der allgemeinen Verfassungsgeschichte des Mittelalters zumäß, läßt bereits einer der einleitenden Sätze seiner 1948 erschienenen Untersuchung über »Die Anfänge der deutschen Königswahl« erkennen: »... nirgends anders kommen die Kräfte, die ein Königreich gründen und die es auch erhalten, zu so deutlicher Anschauung wie bei der Berufung zur Herrschaft und bei ihrem Antritt.« Anknüpfend an die durch Heinrich Mitteis ausgelöste Diskussion über die Rechtsgrundlagen der deutschen Königserhebung hat Schlesinger sein Augenmerk besonders auf die Entwicklung des Wahlrechts der Großen gerichtet und dabei die fränkische Tradition des Wahlgedankens nachdrücklich herausgestellt.

Auch die Ausbildung der Herrschaftsordnung in der vorfränkisch-germanischen Zeit hat ihn viel beschäftigt. Zeugnis dieser Bemühungen, um die die ersten Reichenau-Tagungen gekreist hatten, sind die beiden Aufsätze »Herrschaft und Gefolgschaft« (III,10) und »Über germanisches Heerkönigtum« (III,16) sowie der Beitrag zur Festschrift für Otto Brunner »Randbemerkungen zu drei Aufsätzen über Sippe, Gefolgschaft und Treue« (III,31). Schlesinger setzte sich hier mit Karl Kroeschell (»Die Sippe im germanischen Recht«, 1960), Hans Kuhn (»Die Grenze der germanischen Gefolgschaft«, 1956) und František Graus (»Über die sogenannte germanische Treue«, 1959) auseinander. Wahrhaft verärgert hatte ihn Kuhns oberflächlicher Umgang mit Quellen seines eigenen Fachgebiets, der Nordistik.

Man würde die Wirkung Schlesingers unzureichend beschreiben, wenn man es bei Hinweisen auf diese Aufsätze bewenden ließe. Gerade er hat wie kaum ein anderer in fortwährendem Gespräch vornehmlich jüngere Fachgenossen für diese Fragestellungen interessiert.

Schon in Schlesingers Habilitationsschrift scheint als wichtige Hilfswissenschaft die Altger-

manistik auf. In Altenburg hat er häufig das Gespräch mit Elisabeth Karg-Gasterstädt gesucht, die dort mit den Sammlungen zum Althochdeutschen Wörterbuch einige Jahre eine Unterkunft gefunden hatte. Die von Peter von Polenz bei Ludwig Erich Schmitt angefertigte Dissertation über die »Altenburgische Sprachlandschaft« (1954) hatte ihn durch ihre Ergebnisse für die Siedlungsgeschichte beeindruckt. Dessen Habilitationsschrift über »Landschafts- und Bezirksnamen im frühmittelalterlichen Deutschland« (1961) klärte eine offene Frage der germanisch-fränkischen Verfassungsgeschichte.

Die Namenkunde als Erkenntnishilfe für Siedlungsgeschichte und Verfassungsgeschichte hat durch Schlesinger eine für ihn zeitaufwendige Förderung erfahren. Das von Ludwig Erich Schmitt und Reinhold Olesch noch in Leipzig projektierte Werk über die meißnisch-thüringischen Ortsnamen fand sein Interesse; daß es nie erscheinen würde, war nicht abzusehen, als Schlesinger sich für die Historiker an einem anderen Großunternehmen der Namenkunde, der Neuauflage des Altdeutschen Namenbuchs, des »Fürstemann«, beteiligte. Auch dieses Unternehmen ist ein Fragment geblieben, ein teures dazu. Es ließ vor allem von seiten der Germanisten das Augenmaß für das Machbare vermissen.

Ein anderes Unternehmen der Landeskunde leitete Schlesinger selbst ein, als er die Leitung des »Hessischen Landesamtes für geschichtliche Landeskunde« in Marburg innehatte: Das Historische Ortslexikon von Hessen. Die hessischen Archivare, auf deren Mitwirkung er gehofft hatte, versagten sich ihm. Einen Helfer fand er zunächst in Waldemar Küther. Fortgeführt wird das Werk von Schlesingers Schüler Ulrich Reuling.

Unter den großen Komplexen innerhalb der deutschen Verfassungsgeschichte haben ihn jahrelang die deutschen Königspfalzen in Anspruch genommen. Er lieferte nicht nur den Musterartikel »Merseburg« (III,29), sondern hat über Pfalzen als Mittel der Herrschaftsausübung der deutschen Könige im Hochmittelalter in zahlreichen Aufsätzen gehandelt (III,36, 40, 43, 44, 46, 68).

Das letzte große Forschungsvorhaben, an dem sich Schlesinger in entscheidender Weise beteiligte, galt der Entstehung der europäischen Nationen. Eine noch von Theodor Mayer vorbereitete und 1965 durchgeführte Doppeltagung auf der Reichenau zu diesem Thema war infolge mancher Mißverständnisse unglücklich verlaufen. Ihre Ergebnisse sind nie geschlossen veröffentlicht worden. Das Thema wurde von Beumann in engstem Zusammenwirken mit Schlesinger im Rahmen eines Schwerpunktprogramms der DFG 1972 wiederaufgenommen; Schlesinger hat die erste Tagung mit einem Grundsatzbeitrag (III,72) eröffnet, der seine breiten Kenntnisse in der neueren Geschichte offenlegt.

Insgesamt gesehen hat Schlesinger, aufbauend auf den durch Georg Waitz bereiteten Grundlagen, eine neue Sicht der Verfassung der germanischen Stämme und des fränkisch-deutschen Reiches erarbeitet. Dabei griff er immer wieder in traditionelle Bereiche der Rechtshistoriker ein. Was er an neuen Ideen bereit hatte, gab er schon relativ früh zu erkennen. Eine der wichtigsten unter seinen zahlreichen Rezensionen ist die über Hermann Conrads »Deutsche Rechtsgeschichte Bd. 1: Frühzeit und Mittelalter« (1954). Es handelt sich um eine wohlausgewogene, harte Lektion über die Systematik des Werkes und unzureichende Verarbei-

tung der neueren Literatur. Nach drei, überwiegend kritischen Seiten erst folgt dann ein Hammerschlag: »Es bleibt als letzte und schwerste Pflicht des Rezensenten, zu dem Inhalt des Werkes sachlich Stellung zu nehmen« (Rheinische Vierteljahrsblätter 20, 1955, S. 363–369, Zitat S. 367). Es schließt sich eine rigorose Auflistung jener Gegenstände an, bei denen Conrad den Gang der Forschung nicht verfolgt hatte. Die Rezension hat zum Bruch mit Hermann Conrad geführt.

Schlesingers unablässige Bemühungen um die deutsche Rechtsgeschichte wurden zu seinem 65. Geburtstag von der Göttinger juristischen Fakultät durch die Verleihung der Ehren doktorwürde anerkannt.

Ich hatte, wie viele andere, gehofft, Schlesinger würde seine Forschungen zur Verfassungsgeschichte des frühen und hohen Mittelalters nach seiner Emeritierung in einer Monographie zusammenfassen. Dies hat er ausdrücklich abgelehnt. Er hielt die Zeit für eine solche Darstellung noch nicht für gekommen. Statt dessen sammelte er damals umfangreiches Material zum Problem von »Hufe und Mansus«. Diesen für die mittelalterliche Agrarverfassung zentralen Gegenstand hat er in zwei überaus materialreichen Festschriftbeiträgen (III,61, 70) und in einem zusammenfassenden Vortrag vor der »Kommission für die Altertumskunde Mittel- und Nordeuropas« der Göttinger Akademie (III,73) aufgegriffen. Die über dieses Thema geplante große Akademieabhandlung kam nicht mehr zustande.

4. Städteforschung: Schlesingers erstes Buch, das nach dem Krieg erschien, »Die Anfänge der Stadt Chemnitz und anderer mitteldeutscher Städte« (I,6), führte durch die Schärfe seiner Quelleninterpretationen weit über den damaligen Wissensstand hinaus. Er zeigte, daß die Wurzeln des Städtewesens im ostsäalischen Teil Mitteldeutschlands in ältere Zeit zurückreichen, als bisher angenommen wurde. Zugleich wirft seine Untersuchung ein neues Licht auf die von dem Sachsen Lothar III. begründete und von den frühen Staufern mit großer Beharrlichkeit weitergeführte königliche Kloster- und Städtepolitik in Verbindung mit ihrer Siedlungs- und Wirtschaftspolitik.

Diesem Buch kam zustatten, daß Schlesinger damals das Material für die beiden Hefte »Quellen zur älteren Geschichte des Städtewesens in Mitteldeutschland« (I,5) zusammenstellte, die aus Zensurgründen ohne Angabe des Bearbeiters 1949 in Weimar erschienen.

Breiten Raum in der Stadtgeschichtsforschung der Nachkriegszeit nahm die Frage nach der Entstehung der Stadtgemeinde ein. Hans Planitz hatte der Kaufmannsgilde bzw. der Eidgenossenschaft als Vorstufe der Stadtgemeinde große Bedeutung beigemessen, andere Elemente dagegen vernachlässigt. In ähnlicher Weise rückte Fritz Rörig, durch seine Forschungen über Lübeck und die deutschen Kaufleute auf Gotland beeinflusst, das genossenschaftliche Element bei der Stadtentstehung stark in den Vordergrund; durch die bei Ausgrabungen 1948 in Magdeburg zutage gekommene Kaufmannshalle wurde Rörig in seinen Ansichten noch bestärkt.

Edith Ennen und auch Heinrich Büttner haben, z. T. in Auseinandersetzungen mit Planitz, norditalienische und südfranzösische Einflüsse auf das frühe mitteleuropäische Städtewesen hervorgehoben. Schlesinger hat sich an solcher »Einflußsuche« nicht beteiligt, jedoch in seinem

Aufsatz »Städtische Frühformen zwischen Rhein und Elbe« (III,20), der die Frühgeschichte von Erfurt, Büraburg-Fritzlar und Würzburg behandelt, versucht, einheimische Wurzeln des Städtewesens in der »Germania libera« sichtbar zu machen. Später hat er in mehreren Aufsätzen die Bedeutung des Marktes für die Stadtentstehung herausgestellt (III,26, 39, 53, 57), ohne damit die überwundene Marktrechtstheorie neu beleben zu wollen. Der Beitrag »Burg und Stadt« (III,11) zeigt beispielhaft die sprachwissenschaftliche Breite seiner Methode.

Daneben hat Schlesinger Einzelstudien zu zahlreichen Städten vorgelegt und, darauf aufbauend, auch zusammenfassende Überblicke gegeben. Es sei nur an seinen Aufsatz »Über mitteleuropäische Städtelandschaften der Frühzeit« (III,19) erinnert.

Eine seiner bedeutendsten Arbeiten zur Stadtgeschichte galt dem Freiburger Stadtrecht, insbesondere dessen Überlieferung und Inhalt (III,38). Schlesinger hatte es als äußerst unbefriedigend empfunden, daß auf einer Tagung 1963 in Freiburg über frühe Gründungsstädte auch über die Anfänge von Freiburg breit diskutiert wurde, über einen Vorgang also, »dessen Überlieferung höchst widersprüchlich, zum größten Teil recht spät und fast in vollem Umfang in ihrer Echtheit nicht unangefochten« war. Er entschloß sich, diesem Übelstand abzuhelpfen, und legte eine Rekonstruktion des seiner Meinung nach ursprünglichen Stadtrechts vor. Er hat damit den Widerspruch des Rechtshistorikers Bernhard Diestelkamp hervorgerufen. Angeregt durch die von Schlesinger erbetene und seiner Abhandlung beigefügte paläographische Expertise hat Walter Heinemeyer dann eine umfassende Untersuchung der Berner Handfeste vorgelegt und damit die Diskussion über den Freiburger Rechtskreis erneut belebt.

*

Schlesinger verfügte über einen souveränen Überblick über die gesamte Mittelalterforschung. Sein Hauptarbeitsgebiet war das Früh- und Hochmittelalter. Als jedoch auf der Reichenau eine stärkere Beschäftigung mit dem Spätmittelalter angeregt wurde, hat er sich auch dieser Aufgabe gestellt. Seine Stärke lag in einer umfassenden Quellenkenntnis. Gelegentlich bemerkte er: »Man muß nur Quellen lesen, und man wird immer Neues finden.« In dieser Hochschätzung der Arbeit an den Quellen unterschied er sich von manchem seiner Fachgenossen. Auch in einem Alter, in dem andere Gelehrte nicht selten den Kontakt zur Quelle verlieren und große Zusammenfassungen schreiben, die frühere Erkenntnisse eher vergrößern als präzisieren, blieb Schlesinger unbeirrt um das Detail der Quelle bemüht. Das zeigen seine erwähnten Studien über »Hufe und Mansus«. Die geplante Monographie über dieses Thema hätte für die mittelalterliche Verfassungsgeschichte sicherlich große Bedeutung gehabt, gelesen hätten es aber zweifellos nur wenige Spezialisten.

Diese unverdrossene Bemühung um die Aussagekraft der Quelle war charakteristisch für Schlesingers Arbeitsweise. Wie so viele hochbegabte Gelehrte seiner Generation hat er seine Kraft vorwiegend auf die Analyse verwandt, nicht auf den Entwurf eines großen Epochenbildes. Bei der Durcharbeitung des Quellenstoffes ging er bis an die Grenze des Erkennbaren. War eine völlig gesicherte Aufhellung im einzelnen nicht möglich, bekannte er dies offen. Nur selten

ging die Kombinationsfreude mit ihm durch, beispielsweise in seinem Aufsatz »Beobachtungen zur Geschichte und Gestalt der Aachener Pfalz« (III,43).

Das bekannte Wort, nichts vergehe so schnell wie Gelehrtenruhm, wird Schlesinger relativ wenig zu fürchten haben, weil er solide arbeitete. Den Kern seines Charakters bildeten Beharrlichkeit und Ausgeglichenheit; sie trugen sein wissenschaftliches Werk, begrenzten es aber auch zugleich. Einem Mann von solcher Veranlagung war die Risikobereitschaft versagt, welche Geschichtsschreibung verlangt. Das Füllen der Lücken zwischen den gewonnenen Fakten im Sinne einer kombinierenden Phantasie, wie sie Wilhelm von Humboldt forderte, entsprach seinem Wesen nicht.

Vom Katheder sprach Schlesinger langsam, bedacht, sachlich, aber als Autorität. Auch seine geschriebenen Sätze wanken weder im Inhalt noch in der sprachlichen Form; er schrieb ohne Aufwand, aber sprachlich klar und hatte einen immer treffenden Wortschatz zur Verfügung. Manchmal ist sein Stil so patriarchalisch wie der seines Lehrers Rudolf Kötzschke. Auch in thematischer Hinsicht schloß sich am Ende der wissenschaftlichen Tätigkeit der Kreis zwischen Lehrer und Schüler. In seinem letzten Aufsatz kommt Schlesinger zu dem Schluß: »In ähnlicher Richtung zielte bereits mein Lehrer Rudolf Kötzschke, der nach fünfzigjähriger Beschäftigung mit dem Problem der Hufe als letzten Satz eines wissenschaftlichen Manuskripts überhaupt, das er niedergeschrieben hat, bevor ihm der Tod die Feder aus der Hand nahm, formulierte...« (III,73, S.61).

Schlesinger war ein Mann von ungewöhnlicher Zuverlässigkeit und Ausgeglichenheit, er zog auch nur Leute gleicher Haltung in sein Vertrauen. Impulsiven Charakteren unter seinen Fachgenossen wich er aus. Wie nur wenige Hochbegabte hat er seine Intelligenz nicht dazu gebraucht, sich selbst aus schwierigen Lagen herauszuziehen. Vielmehr war er stets bemüht, in komplizierten Situationen mit allem Scharfsinn derjenigen Sache zu dienen, die er nach nüchterner Beurteilung für die richtige hielt, und seinen Mitmenschen zu helfen. Jede fragwürdige und leicht zu durchschauende Dialektik lehnte er ab. Wenn in einer bestimmten Lage nach seinem Ermessen ein Ausweg nicht zu finden war, bekannte er das unumwunden.

Das Bedürfnis nach Sicherheit in der Urteilsbildung aufgrund vollständiger Sachkenntnis hat auch seinen Erfahrungshorizont bestimmt und begrenzt. Schlesinger hat auf Reisen den deutschen Sprachraum nur selten verlassen. Prag lernte er erst im höheren Alter kennen und lieben. In den letzten Jahren, auch noch während seiner Krankheit, verbrachte er den Urlaub regelmäßig in Südtirol. Auch Österreich, vor allem das Mühlviertel und Oberösterreich, hat er häufig besucht. Die Österreicher waren ein Menschenschlag, dem er sich durch gleiche Geschichte verbunden fühlte. Mit Karl Lechner, Friedrich Hausmann und Wilhelm Rausch verbanden ihn enge wissenschaftliche und gesellige Beziehungen.

Rom hat er ebenso wenig gesehen wie Paris und London. Auch die Tagungen in Spoleto hat er trotz seines internationalen Ansehens nie besucht. Diese Zurückhaltung lag nicht nur an fehlenden aktiven Sprachkenntnissen. Die Kunst der Romanen zu verbindlicher, liebenswürdiger Darstellung, wie sie auf internationalen Kongressen üblich ist, ging ihm ab. Wer einen Überblick über den Tagungsbetrieb in den letzten 30 Jahren hat, kann sagen, daß eine der nicht

fixierbaren Wirkungen Schlesingers nicht allein von seinen Diskussionsbeiträgen, sondern auch von den langen Debatten ausging, die sich bis in die Nächte hinzogen. Angeregt vom Wein, wurden wissenschaftliche Themen stundenlang diskutiert. Wissenschaftliche Diskussionen und Geselligkeit bildeten für ihn eine Einheit. Eben von diesem Schlesinger profitierten seine Schüler. Seine Wirkung findet auch in vielen Vorworten zu Dissertationen, die gar nicht bei ihm entstanden sind, ihren Widerhall, wenn auch mitunter die Hoffnung auf Beachtung und Förderung durch den angesehenen Gelehrten mitgespielt haben mag. Der Eingang von Sonderdrucken und Büchern war bei Schlesinger außerordentlich. Nicht wenige erbateten sein Urteil über ungedruckte Manuskripte, und er klagte über den Zeitverlust, den ihn solche Lektüre sowie Gutachten für zahlreiche Forschungsgremien und in Berufungsfragen kosteten. Zu den Menschen, denen zu helfen er als seine menschliche Pflicht betrachtete, gehörten viele alte Freunde außerhalb des engen Kreises seiner Fachgenossen. Groß war die Zahl derer, die aus Mitteldeutschland kamen und von ihm ersten Beistand erhielten. Dazu gehörten alte Studienfreunde und Fachgenossen, die in der DDR ihre Position räumen mußten. Rudolf Lehmann hat er in der Bundesrepublik zu einer neuen Lebensgrundlage verholfen. An dem Ruhm, daß die Niederlausitz dank der Feder Rudolf Lehmanns zu den am gründlichsten erforschten deutschen Landschaften gehört, hat Schlesinger seinen nicht geringen Anteil.

Was bleibt, ist die Erinnerung an eine unvergeßliche, scharfprofilerte Gelehrtenpersönlichkeit mit einem aus protestantischem Geiste erwachsenen Pflichtgefühl ohnegleichen. Es bleibt die dankbare Gesinnung der vielen, auf deren wissenschaftliche Fragen er mit Ernst und Gründlichkeit eingegangen ist, und derer, denen er mit Rat und Hilfe beigestanden hat. Nicht zuletzt bleibt das Werk, das er uns hinterließ, und in dem er nicht aufhört, zu uns zu sprechen.